

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 14

Rubrik: Brief aus Indien

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

das Fallen der letzten Steine einer Scheidewand, die ein böser Geist einst zwischen ihnen aufgerichtet hatte.

Konrad hatte schon bei der Ankunft mit fast verlebender Bestimmtheit erklärt, er wolle noch vor Karfreitag wieder reisen. Vielleicht hat er, kirchlichen Bräuchen gegenüber bedürfnislos, einem Ostern in der Heimat aus dem Wege gehen wollen. So verabschiedete er sich denn am Abend des inhalts schweren Tages mit dem Bedenken, er werde im Nachbardorf übernachten, dort am andern Morgen einen Frühzug nehmen und vielleicht nach Wochen wiederkommen.

Es kam der Karfreitagmorgen. Die Schwestern hatten einen weiten Kirchweg. Sie wanderten ihn zum erstenmal seit langer Zeit zusammen. Nicht, daß sie schon ganz ein Herz und eine Seele gewesen wären. Aber sie ließen doch nicht, wie früher, getrennte Wege. Suchten sich noch nicht ihre Worte, so taten es vielleicht doch die Gedanken, die ein Höherer lenkt wie Wasserbäche. Die Predigt tat ihnen die Herzen auf für den, der für uns starb, uns mit Gott und untereinander auszufühnen.

Sie blieben zum Abendmahl und es schlug an ihre Seelen der Ruf des Eingangswortes: „So prüfe sich auch darüber ein jeder, ob er seinen Beleidigern von Herzen vergebe, wie Jesus vergeben hat!“ Was sie dabei fühlten, konnte niemand wissen als der Allwissende, der hineinsieht in der Herzen verborgene Falten.

Es war aber doch schon etwas, daß sie, obwohl der Menschenmenge wegen getrennt in der Kirchenbank sitzend, zum Gang an den Tisch des Herrn sich schwesterlich zusammensetzten.

Auf dem Heimweg sollte den beiden eine große Überraschung werden. So still, wie sie gekommen waren, zogen sie wieder heimwärts, nur jetzt in anderer Stimmung. Einmal unterbrach die Ältere das Schweigen und sagte:

„Wir werden dies Jahr ein wehmütiges und doch schönes Ostern haben.“

„Einverstanden!“ rief auf einmal eine kräftige Männerstimme hinter ihnen. Erschrocken wandten sie sich um. Doch aus Staunen wurde Freude. Der Bruder, den sie ferne wählten, war ihnen leise auf dem Fuß gefolgt. Er war, ungesehen von den Schwestern, mit im Gotteshaus gewesen.

„Es geht halt“, sagte er, „nicht immer wie wir berechnen und planieren. Nach meinem früheren Plan müßt ich jetzt über alle Berge sein. Ich kam aber doch nicht fort. Es nahm mich einfach herum. Es war, als führe ein Unsichtbarer mich zurück und dabin, wo ich innerlich gesunden sollte. Ich war geraume Zeit vor Zugsabfahrt im Dorf, lief an der Kirchhofmauer hin und hörte die Osterglöckchen läuten. Sie erzählten mir von schönen Kindertagen und vom Vater und — ich glaube, von heiligen Dingen, die gleichsam für mich auf irgend einem Meerestrande lagen. Haltet mich nicht für einen Henschler, wenn ich euch sage: Mir war als hört ich den selber rufen, dem zu Ehren heut' die Glöckchen in allen Ländern läuten. So kam ich in die Kirche und auf den Platz, wo sonst mein Vater saß, ich weiß nicht wie. Und hab' ich nun den ersten Schritt getan, so will ich den zweiten und dritten auch noch tun. Ich geh' mit euch nach Haus und bleibe, so lang ihr mich nötig habt!“

Sie verlebten ein Osterfest wie nie mehr seit ihren Kindertagen. Sie ließen sich's nicht nehmen ein gemeinsames Mahl im Vaterhaus zu halten. Die jüngere Schwester holte ihren Mann und auch die Kinder, und die Ältere lud des verstorbenen Vaters Schwester noch zu Tische.

Dass sie gute Dinge waren, braucht der Erzähler nicht zu sagen. Und auch das andere nicht, dass der Vater oben am Ehrenplatz des Tisches saß, ob sie ihn schon nicht mit leiblichen Augen sahen, und dass seine Augen voll Herzengüte und Sonnenchein waren, wie einst in seinen besten Tagen.

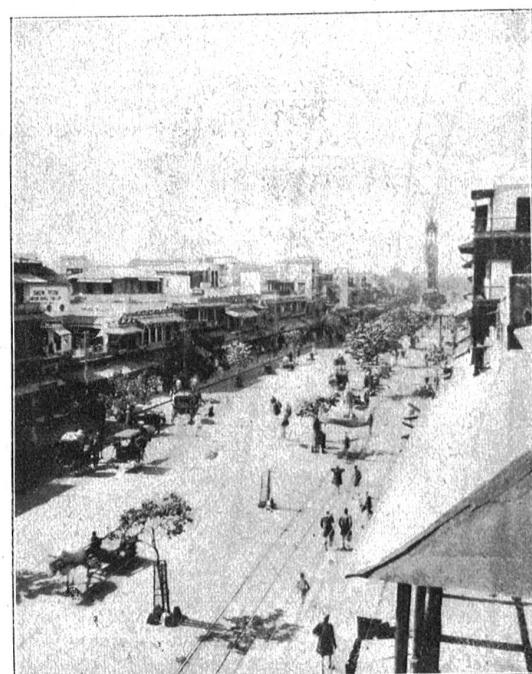
Aus „Glückauf der Heimat zu!“ Verlag Helsling & Lichtenhahn, Basel.

Brief aus Indien.

Delhi, im Februar 1926.

Liebe Berner Woche!

Von der indischen Hauptstadt wollte ich Dir heute erzählen. Nun erwarte ich wohl schimmernde Marmore-



Die Chandi Chouk in Delhi.

paläste, Palmengärten, in denen seidengewandete Prinzen lustwandeln, erwarte ich Staatselefanten und Goldkarosse, breite Straßen und farbiges Leben.

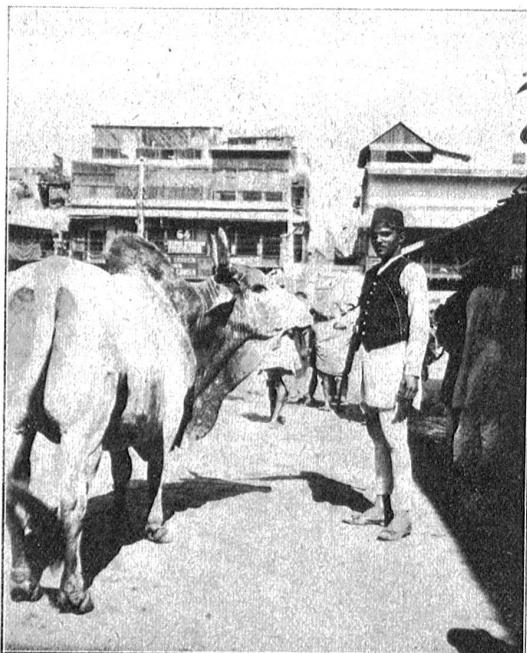
Du wirst enttäuscht sein! Ein paar Tausend Holz- und Steinhäuser, hingeworfen wie es dem lieben Gott, oder Allah dem Großen und seinem Prophet, oder irgend einer der vielen Hindu-Gottheiten gerade gefiel. Ein wahrer Irrgarten von engen windigen Gäßlein und eine einzige große Hauptstraße, die „Chandi Chouk“ — die Straße der Silberschmiede, die einmal ebenso berühmt gewesen sein soll, wie der Broadway in New-York, das „Unter den Linden“ in Berlin und die „Cannebière“ in Marseilles — das ist das heutige Delhi.

Es ist eine junge Hauptstadt, erst 1911 anlässlich der Krönung des Königs Georg V. von England zum indischen Kaiser wieder in alte Rechte eingesetzt. Aber es ist zugleich eine uralte Hauptstadt, vor dem jetzigen haben sechs alte Delhis gestanden, jedes einer andern Periode, jedes einem andern Herrscher zugehörig.

Große Strecken weiter liegen südlich von der heutigen Kapitale, unfruchtbare Land, mit dürem Gras und stachligem Kaktus bewachsen. Dort haben sich während mehr als 1000 Jahren gewaltige Heere immer und immer wieder geschlagen und jedem Sieg folgte die Zerstörung der alten und der Aufbau einer neuen Hauptstadt, noch schöner, noch großartiger, noch uneinnehmbarer als die vorhergehende. Der Boden ist mit dem Blute von Hunderttausenden getränkt und so mit Trümmern besät, daß sich bis heute noch keine Pflugsschar daran gewagt hat. Schakale und Hyänen streichen nachts durch das hohe Gras und ihr Geheul dringt weit hinüber in die Neustadt. Ein wildes, hungriges Geheul, denn rar ist heute die Beute, die in verslossenen Jahrhunderten das wilde Getier in Scharen dorthin gelodzt.

Tagsüber aber weiden magere Kühe auf seltenen grünen Grasfledern. Touristen rufen in Autos vorbei — ein Blick hier und dort, ein halbes Hinsehen nach dem, was der Führer erklärt — sie waren dort und haben's gesehen!

Selten, daß sich einer Zeit nimmt, daß einer sieht und



Die „heiligen“ Ochsen in den Straßen von Delhi.

sint. Und wäre doch so viel zu sinnen. — Das erste Delhi, von dem man keine Ahnung hätte, wenn nicht eine Tafel auf grasbewachsenem Trümmerhaufen von seinem Vorhandensein erzählte. Das zweite Delhi des Kutab-ud-din, dessen gewaltige, 80 Meter hohe Siegesäule, der Kutab Minar, eines der imposantesten Bauwerke aller Welt und aller Zeiten ist. Delhi Nummer 3 des Tughlag Shah, Bastion an Bastion, mit ausgetrockneten Seen und weiten Verteidigungswerken, mit aus schweren Granitquadern ausgeführten Treppen und Eingängen und dem wohlbefestigten Grab, das sich der alte Krieger, eines gewaltsamen Todes gewiß, noch zu Lebzeiten gesichert hat.

Nach ihm hat Firoz Shah ein neues Delhi aufgeführt, Firozabad geheißen und kurz darauf Sher Shah und Humayun, der Sohn des großen Kaisers der Mogulen, Barber, der sich im sechzehnten Jahrhundert von Afghanistan her das halbe indische Reich untertan machte. Humayuns Großsohn aber, Shahjahan, demselben, der die wundervolle Taj Mahal in Agra (ich spreche darüber später einmal) gebaut, verdanken wir das lieblichste aller Delhis, dessen Mittelpunkt, der Palast, noch heute als Fort Delhi in unvergleichlicher Schönheit dasteht. Eine Inschrift in Persisch, an einem der Torbögen in der großen Audienzhalle angebracht, gibt wieder, was sie damals von Shahjehans Residenz gedacht:

„Gibt's ein Paradies auf Erden,

So ist es dies, so ist es dies, so ist es dies.“

Von den Marmorhallen des Fortes und seinen Blumengärten zur Chandi Chowk sind's nur ein paar Minuten. Aber man erträgt den Umschwung kaum. Dort all die Pracht und Kunst des Ostens in ihrer Vollendung, gepaart mit westlicher Kunstspritigkeit — italienische und französische Künstler haben bei der Ausschmückung mitgeholfen. Hier wetteifern Ost und West an Geldmäcklosigkeit und Ver Nachlässigung. Vom Westen die steifen, hohen Steingebäude, die Wellblechdächer, der rote Anker-Steinbaulasten-Zeitglodenturm, die ganze scheußliche Gradlinigkeit — vom Osten der hoffnungslose Schmuck und Dunst und Zerfall.

Einmal soll's anders gewesen sein. Da haben weitaufige Bäume die ganze Straßenmitte beschattet. Unter ihnen saßen die Silberföhniede und schafften und klopften. Die Frucht- und Gemüsehändler priesen ihre appetitliche Ware an, der „Sweetmeatman“, der indische Confiseur, rollte seinen Teig und wehrte den Fliegen, die zu Tausenden seine klebrigen „Güehi“ angriffen und des Tuchhändlers Stoffe hingen wie Spinnengewebe so fein von den Bäumen.

Heute ist das alles verschwunden. Die eingeborenen Händler sind rechts und links in ihre wellblechbedachten Buden hinter dem Trottoir zurückgedrängt und haben zum Teil ganz europäische Ladeneinrichtung. Schrill tönt die Glöde eines innen und außen von Schmuck starrenden Trams, in das kein Europäer je sitzen würde, durch das Gewimmel. Autos wirbeln den schon bedenklichen Staub noch mehr auf. Karrentreiber hauen ihre übergeduldigen Ochsen und gemächlich, alle Regeln des Verkehrs mit souveräner Verachtung behandelnd, ziehen herrenlose Ochsen und Kühe quer über die Straßen und Trottoirs. Von den Autoführern verflucht, von den Karrentreibern mit der Peitsche verjagt, von den Fußgängern gestoßen oder auch ängstlich gemieden, schlendern sie die Straße entlang oder liegen breit über dem Trottoir und dehnen sich in der Sonne. Was will man? Sie sind dem Hindu heilig und niemand würde auch nur daran denken, sie ernstlich wegzu treiben.

So ungefähr sieht die Hauptstadt des indischen 350-Millionenreiches aus. Soll man sich darüber freuen, daß etwa 6 Kilometer südwärts auf altem historischem Boden, nun nochmals ein Delhi, das achte, entsteht? Ausgedehnte Regierungsgebäude, bestimmt, dem indischen Parlament und seinem großen Stab, dem Bizekönig und dem ganzen politischen Apparat der Engländer zu passenden Quartieren zu verhelfen, nachdem sie sich so lange mit ungenügenden Provisorien abgefunden. Ein immenses Unterfangen, Milliarden kostend und dem Indier, der es als Geldverschwendungs ansieht, ein Dorn im Auge.

Hunderte von Delhi-Bildern möchte ich Dir zeigen. Ich wähle die naheliegendsten und vielleicht grad deshalb interessantesten — die Chandi Chowk in einem Moment, wo der Verkehr nicht eben groß und einen der „heiligen“ Ochsen, ein wohlgenährtes Prachtsexemplar. Meine andern „Hegeli“ siehst Du dann hoffentlich einmal, wenn ich wieder daheim bin.

Dein Bernermeitschi auf Reisen.

Steinerbubs Ostern.

Die Schwandhoffinder lauerten auf der Schneeglöckleinwiese draußen. Es waren die Konfirmandin Frieda, ihre jüngere Schwester Anna und der achtjährige Friedli. Des Knaben Schulkamerad und Spielgast vom Schwandhäuschen, der Steinerbub, half dienstbeflissen mit, saftiggrüne Blattbänder in das gemeinsame Körbchen zu sammeln. Heute wurden die lichten Blüten, die wie unzählige Schneeperlen tropfen an den schlanken Stielchen hingen, einfach übersehen. Es mußten die Östereier mit Blättern umwidelt werden, und die Mutter brauchte ihrer viele, und rascher als sofort, hatte sie gesagt. Friedli, der als Jüngster im Österhaftenglauben gelassen und bestärkt worden war, wußte dem Steinerbub viel von diesem seltsamen Hasen zu erzählen. Er habe, rühmte er, im Vorjahr das Östernest unten an der Gartenmauer in eine Nische gebettet, mit langen, dünnen Mauergräsern ausgepolstert und mit Kerbelblättern umkränzt. Niemand als seine Mutter und er hätten um das Nest gewußt.

„Aber wie konnte es denn der Hase finden?“ warf der Steinerbub verwundert ein.

„Das ist ein ganz besonders schlauer Hase, der Österhase,“ entgegnete Friedli.

„Und fürchtet er den Bäri nicht?“

„Einem Österhasen darf kein Hund etwas zuleide tun.“